

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 68 (1942)
Heft: 47

Artikel: Die Komiteedame
Autor: Maag, Paula
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-480001>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Komiteedame

Ich möchte gerne wissen, ob Sie sich von dieser Spezies auch ungefähr folgende Vorstellung machen:

Weiblichkeit nicht mehr allerjüngsten Datums, ziemlich umfänglich, währschaft, jedoch nicht nach der allerletzten Mode gekleidet, ungepudert (hätten Sie, bitte, die Vorstellung von roten Lippen), gelegentlich versehen mit einem kleinen Schönheitsfehlerchen auf der Wange, auf dem sich wiederum ein großes, schwarzes Haar angewurzelt hat, hin und wieder jenes charakterliche Merkmal besitzend, von dem der Volksmund sagt, «Sie hat Haare auf den Zähnen», ewig in irgend einer Sitzung sitzend, sich um mannigfaltige Dinge mit mehr und meistens mit weniger Sachkenntnis kümmernd, manchmal in einer netten, alkoholfreien Wirtschaft Tee trinkend und dabei diskret das Teebeutelchen in die Handtasche verschwinden lassend, zuhause ein flottes Regiment führend, aber die Hemdenknöpfe des Ehemannes (sofern sie einen hat) nicht immer pünktlich annehmend, sich auf harmlose Weise ein bißchen wichtig machend, gewöhnlich persönlich in ungesorgten Verhältnissen lebend, sich mangels anderer Sorgen als Wohlfahrtsdilettantin betätigend, sehr brav und bieder wirkend, kurzum: ein Vorbild guter Bürgerlichkeit.

Es ist doch so? Oder können Sie sich eine hübsche, entzückende, junge Dame vorstellen, angetan mit dem letzten chic der Saison, reizend, liebenswürdig, umworben, die, anstatt zum Tennis oder zum Bridge, die am Ende gar anstatt mit dem Verehrer zum Cocktail, in Sitzungen mit ausschließlich weiblichen Partnern geht? Sehen Sie, es stimmt doch mit der vox populi: man muß mindestens in der zweiten Jugend sein, bis man es so weit bringt.

Vielleicht erlassen Sie mein inneres «Vergnügen», als man mich kürzlich fragte: «Sie sind wohl auch eine jener Komiteedamen, die von einer Sitzung in die andere rennen?»

Ein Satz, von einem Mann gesprochen, der mir Eindruck machte. Nicht der Mann, der Satz und zudem keinen guten.

Sofern Sie nun das Sprichwort von jenem Hündchen, das bellt, wenn man ihm auf den Schwanz tritt, als verfrühte Schlußfolgerung angewendet haben, so ist dem entgegen zu halten: Ich bin gar keine Komiteedame, wenigstens keine großen Stils. Das Wenige, das mir in dieser Sache zu tun übrig bleibt, deckt jedoch meinen diesbezüglichen Bedarf bis zur obersten Grenze. Wenn ich mich jemals der

«Volksmeinung» angeschlossen hätte, um jene Frauen, die ihre Zeit und ihre Interessen in den Dienst der Allgemeinheit stellen (zugegeben, manchmal mehr oder weniger glücklich, aber immerhin) alle in denselben Tiegel der Zeitverschwendung und der Wichtigtuerei zu werfen, so bin ich gründlich geheilt. So gründlich, wie man es nur sein kann, wenn man hinter die Kulissen sieht.

An einer dieser ominösen (so oft belächelten) Sitzungen hilfsbereiter Frauen, die schließlich notwendig sind und zur Vorbereitung irgend eines Großangriffes auf mitbürgerliche Portemonnaies (sintemalen der Mensch lieber gibt, wenn er etwas dafür bekommt), erging an uns die Parole: «Stürzen Sie sich in die Arbeit, meine Damen. Besuchen Sie die Ladeninhaber, Ihre vermögenden Bekannten und Verwandten, benützen Sie Ihre Beziehungen (Vitamin «B»), erklären Sie den Leuten die Dringlichkeit unserer Sache, die Notwendigkeit unseres Verkaufs zu Hilfszwecken. Vergessen Sie das keep smiling nicht und keinesfalls Ihre Aufgabe, so viel Ware zusammenzubetteln, als Ihnen möglich ist.»

Soweit die Direktiven. Nicht ganz genau. Ein bißchen mehr umschrieben, aber immerhin.

Haben Sie schon einmal gebettelt? Wenn nein, danken Sie Gott. Wenn ja, so haben Sie mein ganzes Beileid.

Denn, dann wissen Sie, was es heißt, zu kämpfen innerlich, zwischen «Sollen» und «Nicht-gerne-tun». Dann wissen Sie, wie man vor einem Laden oder vor einer Wohnungstür auf und ab geht, immer wieder auf und ab, um den Augenblick hinauszuschieben, da man eintreten muß, um seine Bitte anzubringen. Haben Sie auch immer wieder den Ausweis in die Hand genommen, quasi als Rettungsanker vor dem Lampenfieber und als Beweismittel, daß Sie ja schließlich nicht für sich selber, sondern für andere betteln müssen? Dann wissen Sie auch, wie angenehm es ist, wenn im endlich erreichten Ladeninnern auf dem Gesicht des verkaufshungrig anstürmenden Fräuleins bei Ihrem Begehren jede Aussicht auf Umsatzanteil verschwindet und damit auch das freundliche Lächeln. Sie wissen, wie angenehm es ist, wenn man zum stets furchtbar beschäftigten Chef muß und dieser zwischen einem Diktat und einem Telefonanruf sich die Mühe nimmt, Sie anzuhören. Wie man dann mit seiner inneren Verlegenheit kämpft und auf seinem Gesicht nach den plus- und minus-

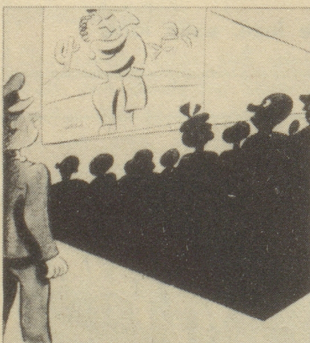
Anzeichen forscht, währenddem man sein Versprechen sagt. Immer ungefähr dasselbe: «Verzeihen Sie die Störung, ich komme im Auftrag der Stiftung X, wir wären Ihnen außerordentlich dankbar, wenn ...» usw. Versuchen Sie es auch zuerst mit Lächeln Nr. 1 (liebenswürdig), dann mit Nr. 2 (noch liebenswürdiger), um schließlich bei Nr. 5 zu landen, von welcher Sorte Sie selbst schon finden, daß sie zu liebenswürdig, also schon fast blöd ist. Sie wissen aber auch, mit weich erleichtertem Herzen Sie aus dem Laden gehen, wenn der Empfang nett war, wenn Sie Erfolg hatten, wenn Sie einen Namen auf Ihrer Liste, die man Ihnen vorsorglich in die Hand drückte, streichen können. Wenn Sie wissen, jetzt habe ich doch etwas getan für diese Sache, etwas Reales, Verwertbares ist in meiner Hand.

Es sei zum Lob der Spender gesagt: meistens, meistens sind sie nett. Weitaus meistens geben und geben und geben sie immer wieder. Trotzdem auch ihre Ware knapper wird, trotzdem ihre Spesen steigen, trotzdem man öfters Sorgenfallen auf ihrer Stirne sieht, trotz- und alledem und noch vielem anderem.

Gestärkt mit neuem Mut kommt man von solchen Menschen, die es in die Tat umsetzen, daß Geben seliger ist, denn Nehmen.

Nur einmal zeigte man mir heftiges Stirnrunzeln. Es waren aber keine Sorgenfallen. Im Gegenteil: ein rundliches Gesicht, rot, höchst gesund in seiner Farbe, dazu ein gut gepflegtes Bäuchlein (lyrisch ausgedrückt). Der Dialog, der sich entspann, war ungefähr wie folgt: (wobei mein Anteil nur gedanklich war): «Glauben Sie eigentlich, daß wir die Ware zum Verschenken haben? (Ich glaube es gar nicht.) Wissen Sie nicht, daß wir ersticken in den Steuern? (Und ob ich's weiß). Natürlich, Damen Ihrer Art müssen sich nicht um Broterwerb kümmern! (Ich liege immer auf der faulen Haut.) Bezahlen Sie die Löhne meiner Angestellten? (Ich denke nicht daran.) Aber natürlich, daran denkt man nicht! Man muß uns nur immer zu, zu geben und zu geben und zu geben! (Da hat er nicht unrecht.) Und wenn ich Pleite mache, zahlen Sie die Schulden? (Wie käme ich dazu?)»

So ging das weiter. Und ich ließ ihn reden. Man soll die Männer niemals unterbrechen. Ich habe das gelernt in langen Jahren der Erfahrung. Und schließlich hat er mir doch noch ein Päckli in die Hand gedrückt. Ich habe freundlich «Danke schön» gesagt und mich dann umgesehen nach der Möglichkeit, dem Kleinmut, der mich überfallen hatte, mit einer Tasse Kaffee aufzuhelfen. Und während dieser in der Tasse dampfte, wurde mir klar, daß es, weiß Gott, kein Schleck ist, Mitglied eines Wohlfahrtskomitees zu sein. Paula Maag



Die Kinobesucher sind noch ganz bekommen von allem Gesehenen und von der Hitze im Saal. Draußen geht ein kaller Regen nieder.



Freys und Flurys können den Heimweg zusammen antreten. Sie wohnen ja Tür an Tür.



„Gut, daß wenigstens meine Frau einen Schirm bei sich hat, sonst ginge es wieder nicht ohne Husten ab“, sagt Herr Frey.



„Der Schirm ist gut, aber mir sind meine Gaba noch wichtiger. Bitte, bedienen Sie sich!“ Ob's windet, regnet oder schneit, Gaba schützt vor Heiserkeit!